

Begegnungen

– Für Eugen Helmlé. –

„Am 5. Januar 1943, einem Dienstag, als der Weihnachtsurlaub zu Ende und ich wieder ins Idsteiner Schloß eingerückt war, spazierte Willi Graf mit Freunden im Sulzbacher Wald zum Brennenden Berg hinauf, saß später im Gespräch mit ihnen und Marita Herfeldt, einer Freundin, in Dudweiler.“ Es sind zehn Jahre vergangen, seit ich diesen Satz aus meinem Roman *Weh dem, der aus der Reihe tanzt* auf einer Lesereise in Andemach zitiert habe und eine Dame aus dem Zuhörerkreis sich als diese Freundin des Widerstandskämpfers mit den Worten zu erkennen gab: „Das bin ich“

Schon einmal habe ich die Geschichte dieser Begegnung mit Marita Herfeldt erzählt; ich muß sie weitererzählen. Denn unlängst, kurz vor seinem Tod, kam auch mein Freund Eugen Helmlé noch einmal auf dieses Zusammentreffen zu sprechen. Es war an einem festlichen Abend, die Freunde waren eingeladen, wir aßen und tranken, und Hans Bollinger sang zur Gitarre Boris Vians „Lied vom Deserteur“, das ich gerade neu übersetzt hatte. Eugen rückte mit seinem Stuhl zu mir an die obere Tischkante und unvermittelt, vielleicht angeregt vom Inhalt des Liedes, vielleicht aber auch in der Absicht, die Ereignisse der alten Geschichte nach seiner Erinnerung zurechtzurücken, brachte er das Gespräch auf Willi Graf und die *Weißerose*.

Wenn er sich nicht täusche, sei ich erst später wieder nach Idstein zurückgereist, nicht schon am 5. Januar. Und wenn er darüberhinaus an unsere tägliche Gewohnheit denke, den Philosophenweg am Brennenden Berg bei jeder Gelegenheit hin- und herzuspazieren, hätte uns an diesem Tage doch gut und gerne die Gruppe um Willi Graf begegnen können. Zu Eugens Leidwesen schimpfte ich auf mein Gedächtnis und sagte:

Ich erinnere mich nicht einmal an den Förster mit den beiden Hunden an der Leine, die uns wie so oft auch an diesem Wintertag hätten entgegenkommen können.

Wären uns Willi Graf und seine Freunde tatsächlich begegnet, hätten die jungen Leute auf der Stelle zu sprechen aufgehört, denn wie stets trug ich meine Hitlerjugenduniform, deren Anblick keinen Gegner des Regimes ermuntert hätte, unbesorgt durch den Sulzbacher Wald zu flanieren. Nein, eine solche Begegnung ist mir nicht im Gedächtnis geblieben, die Weihnachtsferien waren zu Ende, und ich saß sicher wieder an meinem Arbeitstisch in der Lehrerbildungsanstalt Idstein. Eugen Helmlé war mein erster Freund. Wenn ich an unsere gemeinsam verbrachten Stunden zurückdenke, sehe ich mich als Dreizehn-, Vierzehnjährigen in Familie Helmlés Küche bei Eugen am Tisch sitzen und in Büchern blättern: Er zeigt mir das Lehrbuch für den Selbstunterricht, in dem er spanisch lernt, zeigt mir seinen bebilderten *Don Quichote*, seine Ausgabe von *Tausendundeine Nacht* und ein altes Lexikon, das ihm sein Großvater geschenkt hatte. Später lieh ich mir immer wieder seine Anthologie *Italien im deutschen Gedicht* aus, ein für mich mehr und mehr unverzichtbares Buch, das er mir, da er mein unausgesprochenes Verlangen danach spürte, fünfzig Jahre später zum Geburtstag geschenkt hat.

Ich sehe mich mit ihm samstags abends im Kino sitzen und einen amerikanischen Gangsterfilm anschauen, sehe mich mit ihm den Philosophenweg entlangschlendern, Zigaretten rauchend,

Veilchenpastillen lutschend, tiefsinnige Gespräche über Nietzsches *Zarathustra* und Thomas Wolfes *Schau heimwärts, Engel* führend: Nur an ein unverhofftes Aufeinandertreffen mit zehn Jahre älteren Männern und Mädchen erinnere ich mich nicht, auch wenn Eugen es so gewollt hatte, es so gern als wirklich betrachtet hätte. Es ist möglich, daß ich die Erinnerung an diese Begegnung um meiner inneren Ruhe willen in der hintersten Ecke meines Gehirns vergraben habe, doch auch, daß Eugen sich um einer höheren Wahrheit willen in die Geschichte dieser Begegnung hineingeredet hat. Erst heute wird mir klar, daß es Eugen immerzu darauf ankam, Ereignisse wach zu halten, die uns in früher Jugend bewegt hatten. Und so wollte er bis zu seinem Tod auch die Vorfälle um Willi Graf – die Flugblattaktionen, die Prozesse, die Hinrichtungen – nicht zur Ruhe kommen lassen.

Zum erstenmal nach dem Krieg beschäftigte uns das Schicksal der Geschwister Scholl und ihrer Gefährten in den fünfziger Jahren. Zum fünfzehnten Jahrestag seiner Hinrichtung kam uns eine Broschüre über Willi Graf zwischen die Finger, herausgegeben von der Landeszentrale für Heimatdienst, Saarbrücken. Ein schon 1948 in der Zeitschrift *Die Wandlung* veröffentlichter Aufsatz von Ricarda Huch erregte unser Interesse. Willi Grafs Reaktion auf die betäubende Wirkung der Kriegserlebnisse, auf peinigende Verwundungen und schweres Sterben, vor allem aber sein Reflex auf die planmäßige Vernichtung von Juden und Zigeunern, Geisteskranken und Parteigegnern erinnerten Eugen an sein eigenes Fronterlebnis am Plattensee und mich an die heimlich erfahrenen Vorfälle in den Gaskammern und Verbrennungsöfen von Hadamar. Von Hetzparolen gelähmt und verführt, hatten wir unser Erschrecken mit fadenscheinigen Begründungen aus der Sprachregelung des Reichspropagandaministeriums vertuscht –, nun aber, fünfzehn Jahre danach, als schon Gras über den Opfern zu wachsen begann, stachelte Ricarda Huch unser schlechtes Gewissen an.

Wir lasen ihr ergriffenes Bekenntnis zu Willi Grafs menschenfreundlichen Taten als Sanitäter in Rußland, seiner Hilfe für bedrohte Dorfleute, seiner sensiblen Haltung gegenüber fremder Landschaft und Volkskultur. „Er wußte, daß alles Leben sinnvoll ist“, schreibt Ricarda Huch, „auch sein Leben sollte einen Sinn haben. Er bemühte sich, immer etwas Nützliches oder Erhebendes zu tun, um dem auflösenden Einfluß der häufigen Untätigkeit zu widerstehen.“ Doch Ricarda Huchs hartnäckige Berufung auf Gott und die „heiligen Ordnungen“ mißfiel uns: Ihr Bestreben, dem Hingerichteten letzte verklärende Augenblicke zuzuschreiben, stieß uns ab. Die religiöse Deutung, er sei im Tode der Vollendung entgegengereift, erinnerte uns in ihrer Wortwahl an die schwülstigen Metaphern der Parteiliryk, die ja auch ihre Blutzeugen zu Märtyrern emporstilisiert hatte. Uns Agnostikern, die wir nicht nur an der Offenbarung eines lebendigen Gottes, sondern auch an der Erkennbarkeit der Wahrheit überhaupt zweifelten, gefiel einzig und allein *der* Willi Graf, der nach eigenem Zeugnis geglaubt und gezweifelt, wieder geglaubt und wieder gezweifelt hatte und in einem Brief an seine Schwester Anneliese schrieb:

Gerade das Christ-Werden ist vielleicht das allerschwerste, denn wir sind es nie und können es höchstens beim Tode ein wenig sein.

Eugen und ich waren hellwach, und wir setzten uns, wenn auch befangen, nicht gedankenlos mit Willi Graf auseinander. Unseren für die Sprache geschärften Augen und Ohren sollte keine schlampige Formulierung, auch nicht eines Widerstandskämpfers, ehrenhalber durchgehen,

weder in ihrer geschriebenen, noch in ihrer gesprochenen Form. Vor allem Eugen, dem es von Kind an nicht nur widerstrebte, den Einfluß der Kirche zu akzeptieren, attackierte, ja verhöhnte sie stets heftig und schaute auch gnadenlos in die Zitate aus Willi Grafs Briefen.

Christ könne der Mensch höchstens im Tode werden, zitiert Ricarda Huch den unerschütterlichen Widerstandskämpfer, eine außergewöhnliche, eine befremdliche Aussage, die wie ein jäher Gedankenstrahl seinem „außerordentlichen“ Charakter entspringe. In der Aula der Saarbrücker Universität sprach Hermann Krings, Dekan der philosophischen Fakultät, fünf Jahre später über das Außerordentliche dieses nach dem üblichen Sprachgebrauch keineswegs außerordentlichen Menschen Willi Graf. Ich saß mit Eugen mitten zwischen atemlos lauschenden Studenten und Studentinnen; man hätte eine Nadel zu Boden fallen hören können, als Professor Krings den ruhigen, die Betrachtung liebenden Geist beschwor. Kein Demonstrant, kein Todessüchtiger, kein Held in den qualvollen Verhören: Er sei lächelnd unter das Fallbeil getreten. Heute noch höre ich Hermann Krings sagen:

Das Leben und der Tod eines Menschen wie Willi Graf kann nicht als Beispiel verwendet werden, eine national-pädagogische Nutzung wäre ein Hohn.

Das Beispiellose dieses Menschen Willi Graf sei das Außerordentliche an ihm, er sei im besten Sinne als der einzelne Christ gestorben, gegenüber dessen Opfer die Amtskirche stets eine fühlbare Distanz gewahrt habe. Gleichwohl schließe der Tod dieses Menschen eine Frage an unser eigenes persönliches Dasein ein, spitzte der Professor seine These bis aufs äußerste zu und formte Grafs letzten Willen, den er kurz vor seiner Hinrichtung dem Gefängnisgeistlichen in einem Brief an seine Schwester diktiert hatte, in die Frage um: „Bewähren wir uns? Führen wir fort, was der Freund begonnen hat?“

Auch wir fragten. Wir lasen, wir lernten, wir wollten nachholen, was wir in zwölf Jahren versäumt hatten, wollten wieder ausgraben, was schon halb zugeschüttet in unserem Gedächtnis vergraben lag. Denn längst hatten wir uns anderen Interessen zugewandt, anderen Zielen verpflichtet, dabei aber nicht den Zusammenhang erkannt, der zwischen unserem wachsenden literarischen Engagement und dem moralischen Engagement eines Widerstandskämpfers aus der Nazizeit bestand. Hatten Willi Grafs Gespräche mit den jungen Leuten damals auf dem Sulzbacher Philosophenweg und unsere Unterhaltungen etwas gemeinsam? Zwanzig Jahre danach, bei Hermann Krings' Gedenkrede auf Willi Graf, begann es mir zu dämmern, daß ich in jenen Weihnachtsferien mit Eugen Helmlé über ein Buch gesprochen habe, dessen Lektüre mich in eine seltsame Stimmung versetzt hatte: *Gespräche am Abend* von Otto Gmelin, auch Willi Grafs Leseerlebnis der gleichen Zeit. An entscheidender Stelle erzählt Gmelin von einer Gruppe Hitlerjungen, die in einem Teich gebadet und sich auf Jungenart herumgetrieben hat, die Einsiedelei eines Malers entdeckt und dort in staunender Stille die Blumen betrachtet, die auf einer Leinwand abgebildet sind. So wollte auch ich sein, ein Hitlerjunge, zackig und geschliffen, dem Leben zugekehrt – und zugleich ein Jünger der Kunst. Ich bewunderte vor allem die Wortkunst des Dichters Gmelin, denn die Blumen, von denen er spricht, sind nicht einfach nur abgebildet: Sie sind „auf der Leinwand gebildet“, wie es wörtlich im Text steht.

Was aber hatte Willi Graf, den Freund der Geschwister Scholl, dazu bewogen, sich Gmelins Büchlein an die Front nach Rußland schicken zu lassen? Hat er andere Bücher des Autors gekannt, seinen Roman *Das Haus der Träume*, seine Erzählung „Und Konradin reitet“? Hat ihn

jemand auf dieses *Tagebuch des Andreas Thorstetten* hingewiesen? Erst im Jahre 1988, nachdem Willi Grafs Briefe erschienen und wir die ersten staunenden Leser waren, erkannten wir die Zusammenhänge. Beim Wiederlesen der *Gespräche am Abend* stießen wir auf einen Satz, den der Maler über die Hitlerjungen sagt:

Es ist in vielen schlummernd das Wunder der Blume, es muß nur zur rechten Zeit ein Erwecker da sein, und sie werden andere Menschen.

Für Eugen und mich war nicht die rechte Zeit, und es war kein Erwecker da. Es gab keinen Musil, keinen Kafka, keinen Gottfried Benn, es gab keine expressionistische Dichtung, uns die Verwandlung der Welt poetisch vor Augen zu führen. In den fünfziger Jahren, beim Wiederlesen von Otto Gmelin, waren wir erstaunt, wie wenig dichterischer Aufwand in kunstarmer Zeit nötig war, unsere Begeisterung für das Verwandlungsspiel zu wecken.

In den fünfziger Jahren begriffen wir, was Willi Grafs Inbrunst des Betens und unserer Lust des Dichtens gemeinsam ist. So geringschätzig es den höheren Dingen gegenüber auch klingen mag, wir kamen zu der Überzeugung: Einzig und allein im spielerischen Umgang mit der Wirklichkeit und der Sprache gewinnt jedes Tun seinen Sinn, wird der Mensch eigentlich zum Menschen. Das Leben selbst habe gar keinen Sinn, bestätigten wir uns gegenseitig, erst die Kunst und die Wissenschaft, vielleicht auch die Religion seien imstande, ihm einen Sinn zu erfinden –, und nur diese Bedeutung von Sinn billigten wir Ricarda Huch zu, wenn sie davon spricht, Willi Grafs Leben „sollte einen Sinn haben“. In diesen Gesprächen der fünfziger Jahre ging es blitzgescheit und manchmal auch theatralisch zu. Wir wollten uns nicht einwickeln lassen von pathetischen Bekenntnissen zu Gott, von überspannten Bekundungen und feierlichen Verpflichtungen. Es widerstrebt uns, für den Widerstand eines jungen, nur seinem Gewissen folgenden Christen einen politischen Weihetempel aufgerichtet zu sehen –, und noch aus den schwülstigsten Formulierungen über Gott und die Welt zogen wir unseren Gewinn und münzten sie um in Argumente für das Spiel. In unseren Leseerlebnissen begegneten wir heute dem Poeten, der sein Dichten als glühendes Beten ausgab und morgen dem Gläubigen, der sein Beten als inbrünstiges Dichten verstand. Beide trafen sich auf dem gleichen Punkt und tauschten ihre so verschieden scheinenden Inhalte mit spielerischer Souveränität ineinander. Im Spiel wird die Wirklichkeit verwandelt und Freiheit gewonnen: Was für ein großes Wort! Bei unserer Hochschätzung des Spiels gingen wir sogar so weit, ihm die uneingeschränkte Schöpfungskraft zuzubilligen. Nur im Spiel stelle sich das Leben in seiner Fülle als wirkliches Leben dar, dachten wir in unserer Verstiegtheit, komme das Spiel aber nicht zustande, zerfalle das Leben zur blanken Unwirklichkeit.

Im kuriosen Überkreuzspiel unserer Naturelle versuchte Eugen, dem Versponnenen seiner Wesensart das Berechnende der Methode einzuverleiben, während mein methodisches Vorgehen nach und nach ins spekulative Erzählen mündete. Eine wechselseitig bedingte Entwicklung setzte ein, die erst bei Eugens Tod ein Ende gefunden hat. Auch wenn es so schien, als hätten wir uns weit von Willi Graf und seinen Gedanken entfernt, wir begriffen allmählich, daß es die gleichen Wege sind, die aber von grundverschiedenen Seiten her in diese erstrebenswerte freie Welt führen: der eine in schwieriger Lebensbedrohung, der andere aus unbekümmerten Verhältnissen heraus. In einem Brief an Marita Herfeldt spricht Willi Graf vom zukünftigen Wirken in bedeutenden und umfassenden geistigen Atmosphären: Eine planmäßige

Mosaikarbeit ergäbe ein Ornament, worin sich Linien und Ordnungen zeigten, schreibt er, „und so leicht verliert man die Orientierung dann nicht mehr.“ Auch Willi Graf konnte nicht wissen, wie hoffnungsvoll er in seinem Brief an Marita Herfeldt, nur zwei Tage vor seiner Verhaftung, die Gedankenspiele von der Schönheit und Wahrheit einer freien Welt aufgenommen und weitergesponnen hatte.

Welche beiden Welten sind gemeint, die Willi Graf in seiner Antwort an die Freundin mit den Worten „bedeutend und umfassend“ bezeichnet? Zwei sich widersprechende, zwei einander sich ergänzende Welten? Ich habe Marita Herfeldt gefragt: Sie, die diesen Gedanken angestoßen hat, weiß es nicht mehr, sie hat es vergessen. Ihre Briefe an Willi Graf habe vor achtundfünfzig Jahren die Gestapo beschlagnahmt, sie seien nie wieder in ihren Besitz zurückgelangt. Ich möge nicht enttäuscht sein von ihrer Erinnerungsschwäche, schreibt sie mir, doch sei sie auch allen Versuchen gegenüber abgeneigt, die Vergangenheit immer wieder vorzuführen. Wir alle hätten nichts gelernt, darüberhinaus alles vergessen. Nun frage ich mich dringlicher als je zuvor, ob wir uns damals im Sulzbacher Wald nicht doch begegnet sind – und ich es vergessen habe wie Marita Herfeldt. Eugen Helmlé, hartnäckig von Natur, beharrlich aus Vorsatz, wünschte sich all die Zeit aus gutem Grund, an diesem 5. Januar 1943 mit mir zusammen an den Freunden der *Weißten Rose* vorbeigegangen zu sein. Vielleicht war er bis zuletzt darum besorgt, mich nicht ins reine Spiel zu entlassen. Er konnte es dennoch nicht hindern.

Jetzt ist er tot, und ich kann ihn nicht mehr fragen, ob das Zusammentreffen im Spiel, das Begegnen jenseits aller irrationaler Beweggründe ihn mit Willi Graf's Glauben und seiner Denkweise versöhnt hat. Es war für Eugen nicht einfach, jede Wendung ins Spielerische nachzuvollziehen. Etwas sträubte sich in ihm gegen die Mühelosigkeit der Empfindung, die Einfachheit des Seins. Er mißtraute auch dem Ungewissen, dem Ungefährten, dem Zufall. In seinen Tagträumen fehlte ihm „die Leichtigkeit eines Seiltänzers, der über die Klüfte hinwegsteigen kann“, die Willi Graf sich in einem Brief an seine Freundin selbst zuschreibt. Willi Graf war nicht aus der Haut gefahren, obwohl er an die Auferstehung des Fleisches glaubte. Er war so geblieben, wie er gelebt hatte, ein spielender Mensch bis zu allerletzt. In seinem Abschiedsbrief an Eltern und Geschwister verweist er, nur wenige Minuten vor seinem Tod, auf den 90. Psalm, worin, auf Gott bezogen, tausend Jahre wie der Tag erscheinen, der gestern vergangen ist. Es ist Willi Graf's Lieblingspsalm, aus dem er sein grenzenloses Vertrauen auf Vorstellungs- und Verwandlungskraft schöpft –, auch wenn er sie nicht Spiel nennt. Hermann Krings sagte in seiner Gedenkrede:

Als ihm der Tod gewiß war, hat er gelächelt.

Ludwig Harig, Schreibheft, Heft 56, Mai 2001

Die Geschichten werden weitererzählt

– Grabrede für Eugen Helmlé. –

Ich erinnere mich an frühe gemeinsame Tage. An einem Adventssonntag 1945 traten wir Mittelschüler bei einem Weihnachtsspiel im Saarbrücker Johannishof auf. Ich spielte den heiligen Josef, Margrit und Brigitte agierten als Engel und schwebten in batistenen Nachthemden über die Bühne. Ein Glück, daß Eugen uns damals nicht gesehen hat! Er arbeitete tagsüber mit seinem Vater in der Backstube, nur samstagsabends holte ich ihn von zu Hause ab, wenn er mit der Arbeit fertig war, in der Küche am Tisch hockte, las und schrieb. Es war die Zeit der sternenhellen Nächte, wir spazierten zum Pflanzgarten hinaus, setzten uns eine Weile auf die Bank, rauchten wahlweise eine flache *Rote Halbe Fünf* mit orientalischem oder eine runde *Braune Halbe Fünf* mit Virginiatabak, stiegen den Pfad zum Philosophenweg hinauf und schlenderten am Hang des Brennenden Berges dahin. Unten aus dem Tal blitzten die Lichter des Dorfs herauf, und aus Eugens Jackentasche duftete es nach Veilchenpastillen. Wir rauchten, um unsere Gesundheit zu schonen, ab und an eine Mentholzigarette, lutschten Eugens Pastillen dazu und versuchten uns Zarathustras „Trunkenes Lied“ auszulegen. Ein sanfter Wind zog durch die Zweige der Bäume, die Nacht, von der es im *Zarathustra* heißt, sie sei auch eine Sonne wie der Schmerz eine Lust, wie der Fluch ein Segen und der Weise ein Narr, verlor ihre Eindeutigkeit und verwies uns wieder auf das Je-nachdem.

Doch wir fanden aus dem Gestrüpp, das aus Nietzsches Sätzen in unseren Köpfen zusammenwuchs, heraus auf den geschotterten Weg und kehrten ins Dorf zurück. „Ihr höheren Menschen, es geht gen Mitternacht!“ tönte es uns aus dem *Zarathustra* entgegen; wir begaben uns zur Spätvorstellung ins Lichtspieltheater. Es war die Zeit des guten Kinos, die beiden Filmtheater im Dorf konkurrierten mit poetischen Balladen aus Frankreich, realistischen Streifen aus Italien und melodramatischen Kolossalschinken aus Amerika. Wir zogen die Thriller vor, am liebsten sahen wir die B-Filme mit eleganten Gangstern und schönen Frauen. Ich erinnere mich an eine Szene, die mich so stark beeindruckte, daß ich sie bis heute nicht vergessen habe: Es klopft an die Tür, ein Gangster kommt zu George Raft und Virginia Mayo ins luxuriöse Hotelzimmer. George Raft schaut den Gangster an, drückt seine Zigarette im Aschenbecher aus und sagt zu Virginia Mayo:

Geh und spiel mit deinen Pelzen.

Uns beeindruckte diese Aufforderung zum Spiel, und früh schon, bevor wir anfangen, es selbst mit der Sprache zu versuchen, bewunderten wir jeden spielerischen Ausdruck. Die Verwandlungsspiele aus den Büchern faszinierten uns am meisten: Rousseaus Gedankenspiele über den besseren Menschen, Max Dauthendeys Landschaftsspiele vom Biwasee. Sie packten uns an, gruben uns um; und es blieb nicht folgenlos. Damals, ich weiß nicht mehr bei welcher Gelegenheit, brachten Margrit und Brigitte den Begriff der „Duplizität“ der Fälle ins Spiel. Mit einem Mal, ohne in den Kategorien des Denkens gebildet zu sein, philosophierten wir über die Eigentümlichkeit des Zufalls und des Unwägbaren, über die gar nicht so seltene Doppeltheit von Ereignissen, die sich heute, ein halbes Jahrhundert später, überraschend wieder in Erinnerung bringen.

Ein Jahr, nachdem Eugen Helmlé geboren wurde, fast auf den Tag, stand Gottfried Benn mit seinen Freunden am Grab des Dichters Klubund und hielt eine Totenrede, die mir beim Wiederlesen diese Duplizitäten wieder erhellt. Auch Eugen und ich waren – wie Benn und

Klabund – Klassenkameraden in derselben Schule, auch wir stürzten uns gemeinsam in die Lektüre derselben buddhistischen Schriften. Auch Eugen wohnte in einem kleinen Zimmer, das nur ein Fenster hatte, einen Tisch, einen Stuhl und ein Bett, das tagsüber mit Büchern und Zeitungen, Briefen und Manuskripten bedeckt war. Eugen ist Klabund vergleichbar in äußerer und innerer Verfassung. „Diese schwächliche Gestalt – und die Unendlichkeit der Welt!“ rufe ich mit Benns Worten aus, „gegen eine Welt der Nützlichkeit und des Opportunismus, gegen eine Welt der gesicherten Existenzen, der Ämter und der Würden und der festen Stellungen trug er nichts als seinen Glauben und sein Herz“ – zwei große Worte, die Eugen zu seinem Lob nicht akzeptiert hätte!

Auch ich gab dem Freund einen Kosenamen wie Gottfried Benn dem seinen. Benn nannte Klabund „in Freundschaft Jens Peter, das waren die Vornamen des großen dänischen Romanschriftstellers Jens Peter Jacobsen, dem er äußerlich ähnelte.“ Ich nannte Eugen zeitlebens nach Eugene Gant, dem lern- und lesewilligen, fernsehsüchtigen Helden aus Thomas Wolfes Roman *Schau heimwärts, Engel!*, den wir zusammen lasen. Wenn ich zurückdenke und die Augen schließe, sehe ich seinen hellhäutigen Teint, die blonden Augenbrauen, das dicke, wellige goldrote Haar. Und erst sein Lächeln, das nur ein Zucken der geschlossenen Lippen war! Es scheint, als lächelte auch Eugen inwendig über irgendeinen phantastischen Einfall oder über irgendetwas, das im Gedächtnis auftauchend ihm zum erstenmal komisch vorkam. Eugene Gant, dem er ähnlich sah, ist mir so vertraut geblieben wie Eugen Helmlé, weswegen ich Eugens Name heute noch englisch ausspreche, manchmal in den verschiedensten Koseformen Gene oder Jeannie sage.

Im Kino, bevor das Licht ausging, las er ein ganzes Jahr in einem Schopenhauerbrevier, und auf der Bank am Pflanzgarten, wenn er auf mich oder auf einen anderen Freund wartete, studierte er Lehrsätze und weise Sprüche des Buddhismus. Er wußte Bescheid mit dem schwebenden Diskus und dem Rad des Gesetzes, erklärte uns, wenn wir mit Margrit und Brigitte zusammensaßen, ihre rollende Kraft, der keine Gewalt der Erde Einhalt gebieten könne: Scheibe der Sonne und Kreis der Lehre, zwei scheinbar nicht zusammengehörige und unvergleichbare Figuren, unser Schicksal zu bestimmen. Auf unseren Spaziergängen versuchte Eugen mir das Große und das Kleine Fahrzeug zu beschreiben, redete sich den Mund franslig, mich von den Einsichten des Erhabenen zu überzeugen.

Eugen hat nicht an Gott geglaubt. Wer in einem Gespräch mit ihm je an diesen strittigen Punkt gelangt ist, der kann Eugens Widerwillen gegenüber der Bevormundung durch die Kirche, seine Abscheu vor der Allmacht des Staats, seine Verachtung der inflatorischen Benutzung des Wortes Kultur bezeugen. In einem Brief nach Paris erregte er sich darüber, mit welcher Geringschätzung die offiziellen Verwalter der Kultur von der Kunst sprächen, die aber die einzige Errungenschaft unserer Ausdruckswelt sei. Die Kunst, schrieb er mir, habe nichts zu tun mit dem reaktionären deutschen Kulturverständnis. So anerkennend er unsere französischen Freunde im Freilauf aufgeklärter Zivilisation bewundert hat, so spöttisch hat er unsere deutschen Landsleute am Gängelband obskurer Kultur bedauert.

An dieser Stelle sind wir, nach meiner ganz freien spielerischen Auslegung, bei der letzten Duplizität angelangt: Sie betrifft die Vorlieben, die Neigungen unserer Seele –, noch einmal das Wort, das Eugen nicht in den Mund genommen hat. Gottfried Benn spricht in seiner Totenrede für Klabund von der Tendenz der Künstlerseele, er sagt:

Die Wirklichkeit und die Entwicklung, die Kausalität und die Geschichte, alles nur Masse, alles nur Ton, darin sie spielend nach Göttern sucht.

Auch Eugen Helmlé hat spielend gesucht. Er war der ernste unter den Spielern, der unserem Beruf einen Hauch von Seriosität verliehen hat. Mit der Sprache spielend suchte er, aber er suchte nicht nach Göttern. Er suchte nach vorgestellten, nach erfundenen, nach möglichen Figuren, die im Spiel der Sprache eine zweite Existenz gewinnen. Ihre Gestalt ist einzigartig, keine pure Doppelnatur, kein künstlich gespiegelter Zwilling. Die Duplizität der Erscheinung, von der wir vor fünfzig Jahren schwärmten, ist das wirkliche Gebilde in seinem künstlerischen Reflex.

Mit philosophischer Durchtriebenheit wünschte sich Georges Perec eine Vollkommenheit im Leben, die nur der Kunst vorbehalten bleibt. Aus seinem Buch *Träume von Räumen* übersetzt Eugen:

Leben heißt, von einem Raum zum anderen gehen und dabei so weit wie möglich zu versuchen, sich nicht zu stoßen.

Ein schöpferischer Übersetzer, hat Eugen Helmlé in hundert Büchern ein ganzes Universum von Eigenbrötlern und Mauerblümchen, von tragischen Aussteigern und sympathischen Käuzen bevölkert: lauter Außenseiter, die im schönen Schein der Kunst ein neues Leben gewonnen haben. Es sind die in Eugens Sprache Neugeschaffenen. Ihre Geschichten sind nicht zu Ende. Sie werden fortgesponnen und weitererzählt. Das hält auch der Tod nicht auf.

Ludwig Harig, Neuweiler, 15. Dezember 2000, Schreibheft, Heft 56, Mai 2001